

Ein Westberlin-Märchen

Koray Yılmaz-Günay

Koray Yılmaz-Günay ist seit den 1990er Jahren als politischer Bildner, Publizist und Aktivist tätig, vor allem in den Themenfeldern Migration, (Anti-)Rassismus, Patriarchatskritik und queere Lebensweisen. Als Vertreter von GLADT, einer Organisation von migrantischen und nicht-migrantischen queeren People of Color, hat er 2003 bis 2004 an der Gründungsphase des Migrationsrates Berlin mitgewirkt, einem Dachverband von heute ca. achtzig Migrant_innen-Selbstorganisationen, Organisationen von Schwarzen und People of Color. Nach zahlreichen eigenen Publikationen hat er den Verlag Yılmaz-Günay gegründet, in dem vor allem Publikationen von Menschen of Color zu Fragen der Intersektionalität veröffentlicht werden. Hauptberuflich leitet er seit Januar 2020 die Geschäftsstelle des Migrationsrates Berlin.

Meine Existenz war nicht vorgesehen. Die Eltern waren mit der Vorstellung zur Oma gezogen, dass sie in wenigen Jahren gemeinsam »zurück« gehen würden. Arbeit war das Ziel, nicht ein Kind. Wer verstand die Sprache des Kinderarztes? Wer wusste, wie lang der Mutterschutz dauern, ob es einen Kindergartenplatz geben würde? Wie sollte die Anmeldung an einer Grundschule erfolgen – welche Grundschule kam überhaupt infrage? Wo gab es Impfungen, was war zu tun bei Knochenbrüchen, in der Pubertät?

Schon die Oma hatte sich nur im Einstweilen eingerichtet, in einer Situation auf Abruf. Der Opa war in der Türkei geblieben. Immer im nächsten Jahr, spätestens in drei Jahren sollte es zurückgehen. Die Eltern waren selbst kaum erwachsen, die Mutter neunzehn, der Vater achtzehn. Wenn das Kind die Grundschule beendet hat, wenn die jüngere Schwester die Grundschule beendet hat, die Oberschule, das Studium. Zurück. Irgendwann zurück.

Ein Kindergarten war nicht vorgesehen, denn Frauen arbeiteten nicht – zumindest nicht die deutschen –, und die Gastarbeiter sollten keine Kinder kriegen. Offenbar war nicht vorgesehen, dass manche Gastarbeiter zugleich Frauen waren. Tausende Menschen sind mit mir aufgewachsen in der Sehnsucht, zumindest in der der Eltern, dass sie ihr Berlin verlassen würden. Welche Überraschung, dass am Ende ihr Berlin sie verließ ...

Der Großvater war die Tagesmutter, als es keine Tagesmütter gab. Er

kam, um die Betreuung des Nachwuchses zu erleichtern, der nicht vorgesehen war. Er unterrichtete die Enkelkinder, die Kinder von der Etage drüber, das Mädchen aus dem Nebenhaus. Er brachte Schuhebinden bei, die Uhrzeit, Lesen und Schreiben. Wen kümmerte es, dass die Kinder anderer Leute Jugoslawisch sprachen – die von nebenan – bzw., wenigstens in Berlin, lieber auf Armenisch erzogen worden wären, wie die von obendrüber? Alle lernten Lesen und Schreiben mit der türkischsprachigen Zeitung, alle lernten Sprechen, Spielen, Zanken: *bir, iki, üç ...* Nächstes Jahr wäre sowieso alles anders, wenn es nur irgendwann nächstes Jahr werden würde ...

Arbeiten, Kinder zur Schule schicken, auf ein Auto sparen, Geschenke für den Sommerurlaub besorgen ... träumen von dem, wie es *vielleicht auch* hätte gehen können ... Aber es gab auch andere Hemmnisse fürs Zurückgehen. Der Militärputsch in der Türkei im Jahr 1980 drang in unser kindliches Leben ein. Wir waren dem Großvater böse, weil wir mit manchen Kindern nicht mehr spielen durften. Wir wollten auch in die Koranschule, nicht weil wir wussten, was ein Koran ist, nicht weil es uns interessierte. Wir wollten in die Koranschule, weil es nach dem Putsch dazugehörte, weil die anderen Kinder dorthin gingen. Es war nicht vorgesehen, dass wir von dem Massaker erfuhren, dem zwei Jahre zuvor Angehörige unserer Glaubensgemeinschaft zum Opfer gefallen waren. Der Großvater schütze uns vor einer der Assimilationen, die uns nicht gutgetan hätten, wir aber waren ihm böse.

Die Wohnung befand sich wenige hundert Meter von der Mauer, die Grundschule wenige Meter von ihr entfernt. Der Fußball, wenn wir nicht auf dem asphaltierten Hinterhof spielten, prallte gegen sie. Wir wussten nicht, dass sich hinter ihr eine andere Welt befand – selbst wenn wir auf einen der Aussichtstürme stiegen, die einen Blick auf die andere Seite gestatteten. Vielleicht wussten wir es doch, aber es interessierte uns nicht. Unser Berlin war kein West-Berlin. Zu ihm gehörten die Punks am Kottbusser Tor, die Geisterbahnhöfe, an denen die Züge von zwei U-Bahnlinien nicht hielten, die S-Bahnen, mit denen wir nicht fuhren, an den Wochenenden die Familienpicknicks vor dem Reichstagsgebäude, hinter dem dieselbe Mauer verlief. Unser Berlin war, ein bisschen weniger, die Stunde auf dem Weg nach Spandau, wo die Tante wohnte, die als letztes aus der Türkei geholt worden war, weil ihr Vater in Berlin Kinder hütete. Unsere Trennung war keine zwischen West und Ost, der Schmerz verlief woanders, wenn er denn verlief. Unsere Sehnsucht richtete sich nicht auf das Außerhalb einer Insel im Roten Meer. Niemand konnte gut genug Deutsch, um zu verstehen, wo wir lebten, aber wir lebten gut, ohne es zu wissen.

Musik war wichtig – einmal im Jahr der Musikwettbewerb der Eurovision, wo auch jemand aus der Türkei auftrat, die türkischsprachigen Radioprogramme am Abend, ansonsten ein paar Schallplatten und vor allem Kassetten. Es fällt mir schwer, mir einen Gegenstand vorzustellen, der wichtiger war in meiner Kindheit als Musikkassetten. Später kamen Videokassetten dazu. Erst die Herzschmerz- und die Arm-aber-glücklich-Filme aus den 1970ern, dann, nach dem Militärputsch, zwei neuen Fragen: »Wie umgehen mit der Depression?« und »Wie werde ich möglichst schnell reich?« Gewalt – inklusive vor allem auch sexualisierter Gewalt – wurde in beiden Spielarten zum Leitmotiv der filmischen 1980er.

Bülent Ersoy war in jenen Zeiten bereits ein Star. Wie alle »Männer, die in Frauenkleidung auftreten« hatte sie nach dem Militärputsch ein Bühnen- und Auftrittsverbot bekommen. Auch wenn sie bis Ende der 1980er Jahre ihren Geschlechtseintrag nicht korrigieren lassen durfte, stellten ihre Existenz und ihre ungebrochene Popularität einen wichtigen Orientierungspunkt nicht nur für queere Menschen dar. In den 1990er Jahren hörte ich oft von Lesben: Ihr hattet wenigstens Bülent Ersoy und Zeki Müren, eine andere Ikone, die seit einer Begegnung mit Liberace in den 1960er Jahren (noch) auffällige(re) Kleidung, Schuhe, Frisuren und Make-up trug, ohne je die hegemoniale Männlichkeit infrage zu stellen. Ich erinnere mich an den Ehemann einer Arbeitskollegin meiner Mutter, der einen Film von Bülent Ersoy anhielt, als sie in der Totalen zu sehen war, im Kreis der zusehenden drei, vier Familien zum Fernseher lief – und die eingefrorene Bülent Ersoy auf den Mund küsste.

Die Frisuren unserer Eltern waren – offenbar gar nicht so weit weg von dem, »was ging«, anders als die der Deutschen, von denen es kaum welche im Alter meiner Mutter oder meines Vaters zu geben schien. Die Gastarbeiterinnen waren greller geschminkt, kürzer be-rockt und auffälliger frisiert als die Deutschen: Nicht nur arbeiteten sie, was sich nicht gehörte für gute Frauen, sie waren auch noch auffällig im Erscheinen. Mehr als einmal hätte ich, im Rückblick, gern verstanden, was das eine oder andere Schimpfwort bedeutete. Heute denke ich aber auch, es war ein Segen, die längste Zeit in den 1980er Jahren nicht gut genug Deutsch zu sprechen – und auch: nicht genug Interesse aufzubringen –, um zu verstehen, wie die Nachbarschaft, der Imbissbudenverkäufer und die Mehrzahl der Lehrkräfte über uns sprach.

Wir waren keine guten Gäste, wir gingen nicht zurück. Nur die Oma nahm die Rückkehrprämie von Helmut Kohl an, vor allem, weil sie ohne-

hin wieder in die Türkei wollte und es sich zufällig ergab, dass plötzlich mehr als genug von uns da waren. Ich aber wechselte nicht das Land, sondern die Schule. Der Klassenlehrer hatte meiner Mutter gesagt, ich müsse hier weg, wenn aus mir »etwas werden« solle. Das Gespräch vor den Osterferien führte dazu, dass ich direkt nach den Osterferien auf einer neuen Schule war. Entscheidungen brauchten damals nicht so lange – und bis heute verstehe ich auch nicht, wie meine Eltern in einem Land, in dem sie gerade einmal zehn Jahre lebten und dessen Sprache sie kaum sprachen, solche Entscheidungen treffen und dann auch noch umsetzen konnten. Ich bin heute wesentlich älter als sie damals und ich fühle mich kaum in der Lage, Entscheidungen mit solcher Tragweite zu treffen. Deswegen war es vielleicht auch immer schon so, dass manche familieninternen Dynamiken und Abnabelungsprozesse sich anders gestalten als bei Deutschen im selben Alter. Es erscheint mir bis heute wie ein immenser Luxus, die Eltern zu beschuldigen, für das, was sie nicht oder was sie »falsch« gemacht haben. Ich verfüge nicht über diesen Luxus.

Wir lebten in Kreuzberg, meine gesamte Kindheit und Jugend hindurch. Es gab wenig Gründe und Anlässe, die Nachbarschaft zu verlassen, weil sowohl die Arbeitsplätze der Eltern als auch die Schulen von uns Kindern sich in der Gegend befanden. Das Westberlin, in dem Menschen wie uns Wohnungen zugewiesen wurden, damit sie sich nicht an manchen Orten konzentrierten, das Westberlin, in dem meine Mutter bei der Arbeit Jugoslawisch eher lernte als Deutsch – weil die Kolleginnen eben aus Jugoslawien kamen und die Befehle der deutschen Vorarbeiterin nicht allzu komplex waren –, ist sicher ein anderes Westberlin als das der Deutschen, mit denen wir uns den Bezirk teilten, aber in vielerlei Hinsicht verliefen unsere Leben doch parallel. Es gab keinen Anlass, mal nach Charlottenburg zu fahren, nach Steglitz oder nach Reinickendorf. Das waren Orte, an die man fuhr, wenn es sich nicht vermeiden ließ. Mein Westberlin war also vor allem mein *Kreuzberg* – das Kreuzberg auch der Hippies, der Junkies und der aufkommenden queeren Bewegungen. Wir lebten in unmittelbarer Nachbarschaft der *Cazzo-Bar* – von der ich seltsamerweise als Kind schon wusste, was der Name bedeutet –, vom *SO36*, von der *Schokofabrik* und vielen anderen Orten, die im Lauf der Zeit kamen, blieben – oder wieder gingen. Ich vermute deswegen, dass Schimpfwörter nicht nur den kurz-be-rockten Ausländerinnen vorbehalten waren, aber ich könnte es nicht bezeugen. Denn im Wesentlichen lebten wir aneinander vorbei.

Hat das jemanden gestört? Nein. Vermutlich, weil es keine gemeinsame

Sprache gab. Bei den Angehörigen derselben Klasse lag die »Ausländerfeindlichkeit«, wie es damals hieß, bei den anderen Randständigen lag die unterschiedliche Klassenzugehörigkeit im Weg. Und doch war Westberlin ein Labor, in dem eine Menge mehr möglich war, als ich es mir woanders vorstellen konnte; in dem eine Menge mehr nicht nur möglich war, hinter zugezogenen Vorhängen, sondern zum gelebten Alltag gehörte, bei allen Reibereien auch in der Öffentlichkeit.

Einmal im Jahr ging es im Auto in die Türkei. Die Hinfahrt dauerte wesentlich kürzer als die Rückfahrt. Wir fuhren durch die DDR, die BRD, Österreich, Jugoslawien und Bulgarien. Obwohl wir das ganze Jahr innerhalb einer enganliegenden Grenze verbrachten, waren diese Fahrten, zumindest für uns Kinder, die Begegnungen mit Grenzen, die uns sonst nicht prägten. Obwohl wir vielleicht zweihundert Meter von einer der wichtigsten Systemgrenzen nach dem Zweiten Weltkrieg entfernt wohnten, war die Konfrontation zwischen Westblock und Ostblock für uns vor allem die Stille, die im Auto herrschen musste, während wir stundenlang an der Westberliner Grenze zur DDR warteten, an der Grenze von der DDR zur BRD, zwischen Bulgarien und der Türkei. Der »Eiserne Vorhang« war für uns durchlässiger als für andere, ja. Wir flogen manchmal sogar von Ostberlin in die Türkei. Aber weil uns die Grenze sonst kaum begegnete, war sie vielleicht auch erschreckender.

Die Schwierigkeiten hörten mit der Einreise in die Türkei nicht auf, sie wurden nur anders. Das Generationenverhältnis musste neu erlernt werden, weil Tanten, Onkel, Großeltern und eigentlich alle anderen Erwartungen an uns Kinder (und später: Jugendliche) hatten, die uns nicht vertraut waren. Die Hosen von Schwester und Mutter durften nicht zu kurz, der Vater nicht zu weich sein. Das »Kleinistanbul«, aus dem wir kamen, korrespondierte nur sprachlich mit dem Großistanbul, in dem andere Sitten herrschten. Die Arbeiterin, die ihr eigenes Geld verdiente, wirkte hier manchen so anstößig wie in Berlin den Deutschen. Dass wir Kinder vorlaut waren, wurde vielleicht nur deswegen toleriert, weil wir bald wieder weg sein würden. Dass unsere Eltern selbst gerade erst erwachsen geworden waren, und zwar ganz anders als sie selbst oder ihre Familien es vorausgesehen hätten, führte unweigerlich zu einer Entfremdung, die fast greifbar war. Die Sehnsucht, mit der die »Heim«-Reise angetreten worden war, wurde oft zum ernüchternden Klotz, der sich erst auflöste, als aus dem Familienbesuch ein Strandurlaub wurde, weit weg von der Familie.

Die 1990er Jahre waren noch nicht losgegangen, als solche Bindun-

gen für meine Generation zum Dilemma geworden waren. Schon Ende der 1980er Jahre war manches nur noch als (notwendige) Lüge lebbar, als Selbst- und Fremdbetrug. Die Orientierungen auf »Heimat«, Herkunftsfamilie, »Wurzeln«, »Kultur«, zum Teil auch Religion, wie sie hochgehalten wurden, waren brüchig geworden und auf dem besten Weg, überflüssig zu werden, als die Umstände uns – mich und Menschen wie mich – zwangen, an ihnen festzuhalten, ein neues Provisorium zu erschaffen, unser eigenes.

Sicherlich haben die Massenarbeitslosigkeit, die rassistischen Anschläge zu Beginn der 1990er Jahre und das Älterwerden der ersten und zweiten Gastarbeitsgeneration in diesen Zeiten Familie und »Community« notwendiger werden lassen. Der Wegfall der Berlin-Zulage, die Abwanderung der Industrie, die Westberlin so sehr traf wie Ostberlin, aber auch »Mölln«, »Solingen«, »Hoyerswerda«, »Rostock-Lichtenhagen« – die Umstände, unter denen »wir« lebten, machten eine soziale, emotionale, psychische und manchmal sogar körperliche Sicherheit notwendig, wie sie außerhalb zumindest fraglich geworden war. Wo der Erdkundelehrer Anfang 1989 noch gesagt hatte: »Geh doch rüber, wenn es dir hier nicht passt« – gemeint war die DDR –, stand bereits Ende desselben Jahres zur Debatte, ob es für uns überhaupt ein Teil von Deutschland sein durfte ...

Und trotzdem waren Familie und »Community« immer nur behelfsmäßige Stützen, die kaum über den Zwang hinwegtäuschen konnten, der sie bis heute notwendig macht. Ich war zu jung, um »sexuell« zu sein, als Westberlin mich verließ. Und seine Eingemeindung in »Deutschland« war sicher ein Verlust, ein Verlassenwerden. Und doch hat mein Westberlin in dem, was kurze Zeit später »sexuell« werden sollte, eine Menge bewirkt. Das Dilemma, nicht vorgesehen und doch »da« zu sein, das Balancieren von eigenen und nicht-eigenen Anteilen, die ausgeglichen werden wollten, Grenzziehungen und das Ignorieren von Grenzen – das Leben im Einstweilen.